

# Predigt

**Diakonie**   
Rheinland  
Westfalen  
Lippe

Diakonie Rheinland-  
Westfalen-Lippe e.V.

Gottesdienst Annakirche

Evangelische Kirchengemeinde Aachen

Sonntag, 7. März 2010

Vorstand

Pfarrer Dr. Uwe Becker

Telefon: +49 211 6398-262

E-Mail: u.becker  
@diakonie-rwl.de

„Richter und Schriftgelehrte sollst du dir geben in allen deinen Städten, die der Herr, dein Gott, dir gibt nach deinen Stämmen. Und sie sollen das Volk richten mit gerechtem Gericht. Du sollst das Recht nicht beugen. Du sollst die Person nicht ansehen und keine Geschenke nehmen; denn Geschenke machen die Weisen blind und verdrehen die Sache der Gerechten. Der Gerechtigkeit, nur der Gerechtigkeit sollst du nachjagen, damit du lebst und ihr das Land in Besitz nehmt, das der Herr, dein Gott dir gibt.“ (Dtn 16,18-20)

Liebe Gemeinde,

der französische Aufklärer Jean-Jacques Rousseau schrieb 1755 in seiner „Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen“ folgende Sätze: „Der erste, der ein Stück Land eingezäunt hatte und auf den Gedanken kam zu sagen: „Dies ist mein“ und der Leute fand, die einfältig genug waren, ihm zu glauben, war der wahre Begründer der zivilen Gesellschaft. Wie viele Verbrechen, Kriege, Morde, wie viele Leiden und Schrecken hätte nicht derjenige dem Menschengeschlecht erspart, der die Pfähle herausgerissen oder den Graben zugeschüttet und seinen Mitmenschen zugerufen hätte: „Hütet euch davor, auf diesen Betrüger zu hören. Ihr seid verloren, wenn ihr vergesst, dass die Früchte allen gehören und dass die Erde niemandem gehört.“

„Hütet euch“ - das also wäre nach Rousseau eine hilfreiche Warnung gewesen, hätte Krieg und Verbrechen vermieden, wenn Sie denn erfolgt wäre, aber zu spät: Das Land ist verteilt, der Besitz rechtmäßig, das Eigentum unantastbar, es gehört eben damals wie heute nicht allen alles, sondern vielen wenig und wenigen viel, die Schere zwischen Arm und Reich zieht immer weitere Gräben nicht nur zwischen Kontinenten, sondern auch bei uns mitten in einem der reichsten Länder der Erde.

„Hütet euch“ – also ein – wenn man so will – nur utopischer Ruf, der eben nicht erfolgt ist. Insofern hängt den Worten Rousseaus ein resignativer Grundton an: Es ist zu spät, die Würfel sind gefallen, die Ungerechtigkeit hat sich unausrottbar in das gesellschaftliche Leben eingefräst. Ein resignativer Grundton, liebe Gemeinde, den wir allerdings nicht anstimmen müssen!

Denn wir werden auf andere Weise ermahnt, zumindest wenn wir bereit sind, uns ansprechen und mit hinein nehmen zu lassen in diese Worte des 5. Buches der Weisungen, der Tora Israels. Es sind Worte des Mose an sein Volk, von Gott anvertraute Worte, die gesprochen werden mit Blick auf das Land, das er ihnen geben will.

Und indirekt, in zweiter Linie, sind es auch Worte an uns, auch uns zur hilfreichen Warnung, zur konkreten Vergewisserung und zur öffentlichen Auseinandersetzung, wenn es um das Leben in Gemeinschaft, den sozialen Zusammenhalt geht, und die vielen Fragen, die sich dort auftun. „Der Gerechtigkeit, nur der Gerechtigkeit sollst du nachjagen, damit du lebst“, so heißt die Zweckbestimmung dieser Unterweisung, „damit du gut lebst“ – so darf man ergänzen. Und für dieses gute Leben sind nun zwei Dinge aus biblischer Perspektive unabkömmlich: Das Recht und die Gerechtigkeit.

Was das Recht angeht, so braucht es dafür offenbar schon damals und bis heute eine Institution: Die Gerichtsbarkeit. Hier wird sie eingeführt durch die Wahl von Richtern für jede Stadt, um am Tor vor Zeugen Recht zu sprechen; Richter übrigens, die nicht nach Parteienproporz besetzt werden, sondern direkt vom Volk gewählt, ein demokratisches Maß an Volkssouveränität, das uns unbekannt ist.

Aber nun gilt es genau hinzuhören: Die Richter sollen gerechtes Gericht halten, aber das allein genügt nicht, das ist allenfalls den Pflöcken vergleichbar, die eingehauen werden, um das Feld abzustecken, in dem ein höheres Gut eingespielt wird, die Gerechtigkeit. Mit anderen Worten: Das Recht bleibt ein hohles Gefäß, wenn es nicht gefüllt wird durch die leidenschaftliche Suche nach Gerechtigkeit. Die aber ist nicht einfach delegierbar an Instanzen und Institutionen, die ist Sache des Volkes, die ist Sache eines jeden Einzelnen, ohne Unterschied, da kann sich keiner verstecken, da sind wir alle gefragt. Deshalb heißt es mit Blick auf das Volk: „Der Gerechtigkeit, nur der Gerechtigkeit sollst du nachjagen.“

Das erinnert mich an den 9. Februar, das Urteil des Bundesverfassungsgerichts zu den Hartz IV-Sätzen. Es besagt, dass die Hartz IV-Sätze ein menschenwürdiges Existenzminimum ermöglichen müssen, das zur kulturellen, gesellschaftlichen und politischen Teilhabe befähigt. Aber: Wie hoch dies nun genau zu sein hat, welcher Regelsatz, diesem an Artikel 1 des Grundgesetzes orientierten Richterspruch entspricht, diese Frage beantwortet das Gericht nicht, sondern überlässt diese Antwort zunächst der Regierung und die muss es verantworten gegenüber einer politischen, gesellschaftlichen Öffentlichkeit.

Also beginnt sie, die Jagd nach der Gerechtigkeit?

Nun: Die Jagd hat begonnen, aber ist es wirklich die nach Gerechtigkeit?

„Wer dem Volk anstrengungslosen Wohlstand verspricht, lädt zu spätrömischer Dekadenz ein.“, so die Ouvertüre dieser Jagd ein Tag nach dem Richterspruch als Kommentierung des FDP-Vorsitzenden. Und, so fährt er fort: „Man muss doch noch sagen dürfen: Wer arbeitet, muss mehr haben, als der der nicht arbeitet.“

Die Hektik, mit der sowohl Zustimmung als auch brüskierte Ablehnung dieser Ausführungen in den letzten beiden Wochen die Öffentlichkeit bestimmt haben, ist zwar einer Art von Jagd vergleichbar, aber es ging doch wohl kaum um den ernsthaften Versuch, die Frage nach dem, was gerecht ist, zu beantworten. Der Ausgangspunkt war doch eher zu durchschauen als eine Jagd nach medialer Aufmerksamkeit und dem Bemühen geschuldet, mit Blick auf die Landtagswahl in Nordrhein-Westfalen aus der Talsohle der Umfragewerte zu kriechen.

Die Diakonie, die Kirchen und die Spitzenverbände der Freien Wohlfahrtspflege haben sich an der Diskussion beteiligt. Sie haben auf die Not der Hartz IV-Empfänger hingewiesen. Sie haben deutlich gemacht, dass es eine Form des Zynismus ist, Hartz IV-Empfänger unter Wohlstandsverdacht zu stellen. Und sie haben auch den Widerspruch benannt, dass man nicht systematisch

einen Niedriglohnsektor befürworten und Mindestlöhne verweigern kann, um anschließend festzustellen, dass vielen Beschäftigten in diesem Sektor, insbesondere Familien mit zwei und mehr Kindern, am Ende kaum mehr bleibt als vergleichbaren Familien in Hartz IV-Bezug. Insofern sind, wie ich meine, von der Sache her alle Argumente ausgetauscht. Aber welche Tiefe, auch theologische Tiefe hat die Diskussion erreicht? Was ist mit der Gerechtigkeit?

Herr Westerwelle meint ja nun ein Empfinden der Volksseele anzusprechen, nämlich das Empfinden für die Leistungsgerechtigkeit. Leistungsgerechtigkeit besagt ja: Meine Leistung muss sich angemessen, gerecht widerspiegeln in dem, was ich verdiene, oder anders gesagt:

Gerecht ist, wenn ich bekomme, was ich verdiene, aufgrund meiner Leistung, aufgrund meines Erfolges, aufgrund meiner Ausbildung. Wer so argumentiert, bleibt bei sich, nur bei sich, sieht nicht den anderen rechts und links, der delegiert die Frage nach der Gerechtigkeit an ein abstraktes Prinzip, der muss sich nicht anrühren lassen von der Not anderer, der muss sich keinen Fragen aussetzen, zum Beispiel:

Warum geht es anderen schlechter als mir?

Hatten alle die gleichen Chancen, oder hat ein bildungsfernes Elternhaus, haben Armut und Arbeitslosigkeit der Eltern, Herkunft aus anderen Ländern viele Chance auf gut verdienende Leistungszugänge versperrt?

Was ist mit Krankheit, mit biografischen Leidenserfahrungen, mit psychischen Einbrüchen, mit langsam sich aufbauender Sucht, mit kindlicher Erfahrung von Gewalt und Missbrauch, mit dem Ersticken von Lebenschancen schon von Kindesbeinen an?

Kann man wirklich über alles die Leistungsgerechtigkeit legen als ginge es hier um einen fairen Wettkampf und als wäre das Leben einem 1 000-Meter-Lauf vergleichbar, mit gleichen Trainingsvoraussetzungen, vergleichbarer körperlicher Konstitution und zeitidentischem Startschuss?

Wer die gesellschaftliche Wirklichkeit dermaßen schlicht über einen Kamm schert, der muss offensichtlich notgedrungen zum unredlichen Mittel falscher Pauschalierungen greifen. Mangelnde Anstrengungsbereitschaft, ein Sich-Einnisten in der angeblichen Wohlstandsgemütlichkeit, Schmarotzertum - solche pauschalierenden Schuld-Zuschreibungen für Hunderttausende von Menschen in Arbeitslosigkeit sind letztlich Ausdruck eines politischen Erklärungsnotstandes. Denn es gibt natürlich Erklärungsnotstand, wenn die Arbeitslosigkeit ebenso steigt wie die Zahl derer, die an der Armutsgrenze leben. Leistungsgerechtigkeit, was soll das sein, wenn selbst für die vielen die arbeiten wollen, keine Arbeitsplätze da sind?

Was sollte, müsste denn der 48jährige Maschinenschlosser verdienen, der aufgrund der Insolvenz der Firma arbeitslos geworden ist und der seine Leistungsbereitschaft durch mehr als hundert Bewerbungen unter Beweis gestellt hat, aber immer wieder gesagt bekommt, er sei zu alt? Und was ist mit dem anderen, der nicht arbeiten will, keinen Hauptschulabschluss hat und aus welchen Gründen auch immer heroinabhängig unter Methadonbehandlung steht. Er ist arbeitsfähig, sagt man, weil er drei Stunden täglich arbeiten könnte. Aber er will nicht arbeiten, weil er letztlich – und das gesteht er nicht zu – Angst hat vor dem Versagen und dem Rückfall in die Sucht. Aber seine Verletzbarkeit verbirgt er hinter starken Sprüchen, weil das sein einziges Mittel ist, um seine Würde mühsam aufrecht zu halten.

Leistungsgerechtigkeit? Wie sieht die denn am anderen Ende der Einkommensskala aus, wenn der 32jährige Investmentbanker 4,7 Millionen Euro im Jahr verdient – ist das wirklich verdienster Ausdruck seiner Leistung, oder anders gefragt: Kann eigentlich jemand wirklich so viel leisten, dass das „verdient“ ist?

Leistungsgerechtigkeit? Liebe Gemeinde, die soziale Wirklichkeit in Deutschland lässt sich nicht in diese Formel packen. Und wenn man, wie die Mitarbeitenden der Diakonie tagtäglich aus der konkreten Erfahrung mit einzelnen Menschen und ihren Schicksalen seine Einsichten gewinnt, dann weiß man und erfährt man – manchmal mit der geballten Faust in der Tasche – wie absurd, oberflächlich, menschenverachtend und letztlich ungerecht das politische Geschwätz von der Leistungsgerechtigkeit ist.

Aber die Anfrage an dieses Prinzip geht tiefer. Wir haben als Christinnen und Christen mehr und anderes zu hören und zu sagen. Hören wir nochmals auf die Worte des 5. Buches Mose: „Der Gerechtigkeit, nur der Gerechtigkeit sollst du nachjagen, damit du lebst und ihr das Land in Besitz nehmt, das der Herr, dein Gott dir gibt.“ Also: In Besitz kann nur genommen werden, was Gott gibt. Hier kommt ein Glaube zum Ausdruck, der weit davon entfernt ist, den Besitz als Ergebnis eigener Leistung zu definieren. Ohne die von Gott geschenkte Voraussetzung des Auszugs aus Ägypten und der Gabe des Landes, ist nichts möglich: Kein Besitz, kein gefüllter Kontostand, kein Eigentum. Und weil das so ist, weil in der biblischen Tradition „Leistungsgerechtigkeit“ sowohl dem Wort als auch der Sache nach ein Fremdwort ist, weil das, was man hat, immer verstanden wird als das, was man aus Gnade empfangen hat, ruht auf dem Reichtum der einen auch nur dann Segen, wenn damit die Not der anderen aufgehoben wird. Die Abgabe des Zehnten, die Entschuldung aller nach sieben Jahren, das Verbot der Zinsnahme, die Sorge um die von Verarmung bedrohten Witwen und Waisen, das alles zeigt nur an, dass der Quellort des Reichtums zugleich der Quellort der Gerechtigkeit ist. Anders gesagt: Die Jagd nach der Gerechtigkeit ist nur dann beendet, wenn die letzte Not im Lande ausgemerzt wird. Das ist aus biblischer Perspektive die Sache der Begüterten: „Jagd der Gerechtigkeit, nur der Gerechtigkeit nach“ – dieses Wort ist zu allererst an die gerichtet, die etwas geben können, weil sie reichlich haben.

Und was besagt denn das eben gehörte Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg? Sie alle arbeiten, aber nicht in gleichem Maß, die einen viele Stunden, die anderen nur eine, und dann erhalten alle den gleichen Lohn, einen Silbergroschen – genug zum guten Leben für alle, keine Leistungsgerechtigkeit, aber für jeden genug, ohne zu vergleichen. Das mag anstößig und ärgerlich, ja sogar utopisch und unrealistisch wirken, aber es ist nun einmal die Zumutung zum Querdenken und die Grundlage, vor der wir uns als Christen zu legitimieren haben durch die eigene Art und Weise, sich in die Diskussion einzumischen. Die Gerechtigkeit ist aus biblischer Perspektive nun einmal kein natürliches Gut, ja auch die paulinische Theologie zeigt uns immer wieder hartnäckig auf, wie wenig wir aus eigener Kraft, nach eigenen, willkürlich gegriffenen Kriterien im Stande sind, sie herzustellen, wie es im Römerbrief heißt: „Denn darin wird offenbart die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, welche kommt aus Glauben in Glauben.“ Und weiter: „Denn es ist kein Unterschied: sie sind allesamt Sünder und ermangeln des Ruhmes, den sie bei Gott haben sollten, und werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade durch die Erlösung, die durch Christus Jesus geschehen ist.“

Wir werden in jeder Hinsicht alphabetisiert, wenn es um das richtige Verständnis von Gerechtigkeit geht. Gerecht gesprochen sind wir - ja, aber ohne unser Verdienst, eine einseitige Vorgabe Gottes, Geschenk, befreit zu einem Leben, das nicht auf das schaut, was ich selber geleistet

habe, es ist eben nichts, zu wenig, es reicht nicht aus, schon gar nicht, um sich selbstgefällig ohne Anteilnahme an der Not anderer zu beruhigen.

Liebe Gemeinde, das hat eine ungeheure soziale Dimension, das ist nicht – wie oft in der Geschichte christlicher Theologie passiert – reduzierbar auf das ganz persönliche Gottesverhältnis, sondern dringt tief ins Zentrum des menschlichen Miteinanders. Denn diese von Gott zugesprochene Gerechtigkeit drängt über mich hinaus zum anderen, nach Erlebbarkeit für jeden, sie will nicht nur zugesprochen, sondern auch geschmeckt, erlebt, vollzogen werden. Paulus ist nicht zu verstehen ohne die konkreten sozialen Bezüge der Tora, nicht ohne die soziale Anklage der Propheten. Immer wieder, wie ein roter Faden, dieselbe Bewegung:

Gott gibt, damit du geben kannst,  
Reichtum, damit andere teilhaben,  
gutes Leben nur dann, wenn es alle haben.

Diese Jagd nach Gerechtigkeit ist nie zu Ende und insofern können wir nicht stillstehen mit dem ausgestreckten Zeigefinger und moralin gefärbten Worten auf andere verweisen:

„Die sind selber schuld.“  
„Ich habe mir auch alles erarbeiten müssen.“  
„Mir hat auch keiner geholfen.“  
„Die sollen lieber arbeiten gehen.“

Wer so redet, grenzt sich ab, baut Distanz auf und macht sich selbst gerecht.

Die biblische Perspektive will uns aufrütteln:  
Die sind schuld? – Wir sind allzumal Sünder!  
Ich habe mir das auch ohne Hilfe aufgebaut? – Und ermangeln des Ruhmes bei Gott!  
Ich habe mir das mit eigener Arbeit verdient? – Und werden ohne Verdienst gerecht gesprochen allein aus Gnaden!

Liebe Gemeinde, dieser biblischen Perspektive stand zu halten, ist Aufgabe der Christinnen und Christen. Und aus dieser Perspektive heraus haben wir einen ganz eigenen Blick auf die sozialen Verwerfungen, auf die Strukturen der Ungerechtigkeit in unserem Land, und eine ganz eigene Sprache und eigene Argumente, sie anzuklagen und an ihrer Beseitigung mitzuwirken.

Es ist doch merkwürdig, in einem der reichsten Länder der Erde sollte das nicht möglich sein?

- Lernmittelfreiheit in den Schulen,
- eine kostenlose Mahlzeit in Kindergärten und Schulen,
- ausreichendes Personal in den Schuldnerberatungsstellen, um Wartezeiten von mehr als einem Jahr zu verhindern,
- ein menschenwürdiges Existenzminimum für die, die arbeitslos sind und für ihre Kinder
- und ein Mindestlohn für die, die arbeiten.

Die Liste ließe sich um viele Aspekte verlängern, aber schon das Genannte scheidet an dem Widerstand derer, die hier eine Verletzung der Eigentumsrechte so genannter „Leistungsträger“ sehen, einen Verstoß gegen die Leistungsgerechtigkeit. Denn vermutlich wäre eine Steuererhö-

hung für diejenigen, die viel haben, unvermeidbar um das zu finanzieren – aber was ist die Alternative?

Die Gefährdung des sozialen Friedens,  
noch mehr Armut,  
die Abwendung von noch mehr Menschen von der politischen Teilnahme,  
Rückzug in eine negative Privatheit,  
ja letztlich die Gefährdung der demokratischen Grundordnung.

Jeder ist gefragt, ob er die Not anderer zum Anlass nimmt, wegzuschauen, anderen die Schuld zuzuschreiben, oder ob er diese Not als eine Anfrage an sich selbst begreift:

Wozu bin ich bereit?

Was kann ich tun aus der dankbaren Erfahrung heraus, dass Gott mein Leben reich gemacht hat?

Da kann sich keiner verstecken, da kann keiner nur delegieren an die Politik, da sind wir alle gefragt, wie sehr wir uns beteiligen an der Jagd nach der Gerechtigkeit.

„Wie viele Verbrechen, Kriege, Morde, wie viele Leiden und Schrecken hätte nicht derjenige dem Menschengeschlecht erspart, der die Pfähle herausgerissen oder den Graben zugeschüttet und seinen Mitmenschen zugerufen hätte: „Hütet euch davor, auf diesen Betrüger zu hören. Ihr seid verloren, wenn ihr vergesst, dass die Früchte allen gehören und dass die Erde niemandem gehört.“ So hat Rousseau die vergebene Chance couragierter Einmischung beschrieben. Vielleicht hat er ja zu wenig mit denen gerechnet, die sich nicht abfinden, die sich in Gottes Namen antreiben lassen zur Jagd nach der Gerechtigkeit. Ich jedenfalls vertraue darauf, dass wir als Kirche und Diakonie noch manchen Pfahl ausreißen und manchen Graben zuschütten werden und zwar im Namen der Gerechtigkeit, der Gerechtigkeit Gottes, die höher ist als all unsere Vernunft.

Amen.